

ACHIM PFEIFER



VERLASSENE HEIMAT
DOBRUDSCHA
IM SCHATTEN DES KRIEGES –
DEUTSCHE WURZELN IN OSTEUROPA

Titelbild: Tariverde, Dobrudscha, in den 30er-Jahren

erschienen im KrevKam-Verlag, Bielefeld

Am Gottesberg 22 · 33619 Bielefeld

Telefon: 05 21/1 64 13 79

ISBN 3-9807985-3-3 · 9,90 €

für meinen Vater





DEUTSCHE SIEDLUNGSGEBIETE 1937

*Wenn es einen Himmel geben sollte
dann werd ich ihn endlich sehen
denn dann holt mein alter Herr mich ab
in einem schneeweißen 51er-Kapitän*

Reinhard Mey - Immer weiter

INHALT:

I.	SCHICKSAL VON MILLIONEN ALS MAHNUNG FÜR DIE ZUKUNFT	9
II.	DIE POLITISCHE GESCHICHTE DER DOBRUDSCHA	11
III.	AUFBRUCH DER DEUTSCHEN NACH RUSSLAND	14
IV.	DIE BESIEDLUNG DER DOBRUDSCHA	16
V.	TARIVERDE	20
VI.	DIE UMSIEDLUNG DER DEUTSCHEN AUS DER DOBRUDSCHA UND BESSARABIEN	26
VII.	DER WEG NACH AMORBACH	34
VIII.	VON AMORBACH INS PROTEKTORAT BÖHMEN UND MÄHREN	38
IX.	FLUCHT AUS OSTEUROPA	42
X.	FÜR IMMER ZURÜCK AUF DEUTSCHEM BODEN	47

UBI BENE, IBI PATRIA
wo es mir gut geht, ist mein Vaterland

I. SCHICKSAL VON MILLIONEN – MAHNUNG FÜR DIE ZUKUNFT

Als ich fassungslos, tieftraurig und schier ohnmächtig vor Verzweiflung am Grabe meines Vater stand, wurde mir bewusst, dass ich eine große Chance versäumt hatte – von den Erfahrungen aus einer wohl apokalyptischen Zeit zu lernen.

Der Augenblick des Todes eines geliebten Menschen ist der Augenblick, vor dem man sich zeitlebens fürchtet, der aber unweigerlich kommt. Der Verlust meines Vaters hat Narben hinterlassen. Er ließ mich viele Dinge des Lebens mit anderen, wachsameren Augen betrachten und Phil Bosman begreifen, der von den Augen schrieb, die erst dann klar sehen können, wenn sie geweint haben.

Jeder Friedhofsbesuch ist zu einer Reise in die Vergangenheit und doch auch in die Zukunft geworden – einer Zukunft mit dem Ziel des eigenen großen Flügelschlags. Ich habe verstehen müssen, dass nicht die Gegenwart zählt, sondern die Vergangenheit, die uns lehrt, die Zeit, die kommen mag, zu begreifen.

Mein Vater wurde 1930 in *Tariverde* geboren, einer deutschen Siedlung in der rumänischen *Dobrudscha*, die Heimat von tausenden Deutschen war. Im Alter von knapp 15 Jahren war er es, welcher nach der Umsiedlung der Dobrudschadeutschen in die besetzten Ostgebiete und der sich anschließenden Flucht zum Ende des II. Weltkrieges die Verantwortung schultern und die Familie in den Wirrungen des Krieges aus Mähren herausführen musste.

Er mochte nie darüber erzählen, und wir Kinder haben es versäumt, ihn immer und immer wieder danach zu fragen, zumal aus diesen Fragen auch die Antworten zur Herkunft der sogenannten "Spätaussiedler" aus der ehemaligen Sowjetunion hervorgegangen wäre, mit denen wir heute selbst konfrontiert sind. Zu spät kam die Einsicht, zu oberflächlich erschien mein Bezug – und wohl auch der einer ganzen Generation – zu dieser Zeit. Millionen von Menschen erlitten furchtbare Qualen, wurden getrennt, vertrieben, ermordet.

Nach wie vor gibt es Menschen, die diese Zeit leugnen oder ihr enthusiastisch gedenken – es kann nur mit Dummheit und menschenverachtender Gesinnung zu erklären sein.

Es ist die Aufgabe eines jeden einzelnen, dieses begangene Unrecht stets vor Augen zu halten, zu mahnen und seinen Beitrag dafür zu leisten, dass dies auf unserem Kontinent nicht mehr möglich sein wird. Die Augen zu verschließen ist angesichts der unter uns weilenden braunen Brandstifter, deren Wege selbst in solch beschauliche Flecken wie den Ostalbkreis führen, feige und verurteilenswert.

Ich habe versucht, den Spuren der Dobrudschadeutschen zu folgen und die Wege meines Vaters durch diese elendige Zeit der nationalsozialistischen Verbrecher über seine eigenen, leider viel zu kurzen Erzählungen sowie über Weggefährten zu rekonstruieren – ich hätte es einfacher haben können.

II. DIE POLITISCHE GESCHICHTE DER DOBRUDSCHA

Die Dobrudscha (*rumänisch Dobrogea, bulgarisch Dobrudza*), eine historische Landschaft im rumänisch-bulgarischen Grenzgebiet zwischen der unteren Donau und dem Schwarzen Meer, wurde durch etliche Verschiebungen ihrer Zugehörigkeit, der politischen Machtverhältnissen und Kriegen geprägt.

Eine griechische Kolonisation in der Antike ließ befestigte Städte wachsen. Rom eroberte die Dobrudscha und hielt es im Anschluß 200 Jahre lang. Dann wurde sie byzantinisch.

Einfallende Steppenvölker vernichteten die geschaffenen Kulturen, bis Fürst Dobrotitsch im 13. Jahrhundert ein Staatswesen gründete und das Gebiet nach ihm benannte.

1396 erfolgte die Besetzung durch die Osmanen – Türken und Tataren besiedelten das nun entvölkerte Gebiet. Im Krimkrieg zwischen 1853 und 1856 kam es in der Dobrudscha zu Kampfhandlungen zwischen russischen und türkischen Truppen.

Die Einwanderung deutscher Kolonisten in die damals türkisch regierte Dobrudscha begann im 19. Jahrhundert und gliederte sich in mehrere Wellen. Es handelte sich überwiegend um Bauernfamilien, welche ab 1841 aus dem russischen Zarenreich kamen.

Der Berliner Vertrag von 1878, der den russisch-türkischen Krieg formell beendete und die Unabhängigkeit des Fürstentums Rumänien bestätigte, führte den größten Teil der Dobrudscha – den Norden – Rumänien zu, während der kleinere südliche Teil dem nun autonomen, aber unter türkischer Oberhoheit stehenden Bulgarien zugesprochen wurde. Eine Vielzahl von Türken verließ daraufhin die Dobrudscha.

Rumänien verlegte die Hauptstadt der Dobrudscha nach Constanta und wurde 1881 zum Königreich. Der Südteil wurde während des Balkankriegs 1913 von den Rumänen annektiert.

Vor der Einwanderung deutscher Bauern waren keine Städte und keine Kulturdenkmäler bekannt. Der Mittelpunkt der Dobrudscha, Constanta (*deutsch: Konstanza*, Hauptstadt des Bezirks Constanta, heute 310.000 Einwohner und die wichtigste Seehafenstadt Rumäniens) war damals ein halbzerfallenes Nest mit einer verschwindend geringen Anzahl an Einwohnern.

Fakt ist, dass die Unstetigkeit und geringe Dichte seiner Bevölkerung es mit sich gebracht hat, dass wohl kein anderes Gebiet Europas so häufig mit Kolonisten besetzt worden ist wie die Dobrudscha.

Der I. Weltkrieg brachte Rumänien einen erheblichen Gebietszuwachs. Nach Beendigung der Kampfhandlungen hatte das Königreich seinen Umfang verdreifacht. Die Bewohnerzahl stieg von 7 auf 18 Millionen. Hierunter befanden sich 800.000 in den mittlerweile vier Landesteilen Siebenbürgen, Bessarabien, Bukowina und Banat lebende Deutsche. Diese bildeten den „Verband der Deutschen in Rumänien“.

1940 besetzte Bulgarien den Südteil wieder, in welchem zu diesem Zeitpunkt ca. 700 Deutsche lebten. Im Vertrag von Craiova musste Rumänien das Gebiet an Bulgarien dann zurückgeben.

Eine Vielzahl unterschiedlicher Volksgruppen – Rumänen, Bulgaren, Deutsche, Griechen, Zigeuner, Tataren, Russen – lebte bis 1940 einträchtig in der Dobrudscha zusammen.

40 Ortschaften waren bis dahin von deutschen Kulturen und Traditionen geprägt.

Bis zum Jahr 1940, welches für Rumänien die schwerste außenpolitische Krise seines Bestehens brachte – ab diesem Jahr war auch für die Deutschen in der Dobrudscha, die eine Volksgruppe innerhalb der Schwarzmeerdeutschen darstellten, nichts mehr wie es einmal war.

Auch sie holte der II. Weltkrieg ein. Die jahrhundertlang von Kriegswirren geprägte Dobrudscha erlebte mit der Um-

siedlung der Dobrudschadeutschen einen neuerlichen, traurigen Höhepunkt.

Heute bewohnen 840.000 Einwohner das 23.262 qkm große Gebiet, welches zu zwei Dritteln unter rumänischer Regierung steht. In ihrer Mitte wird die 200 Kilometer lange und an ihrer engsten Stelle 45 Kilometer breite Dobrudscha, welche geologisch eigentlich ein langgestreckter Fels ist, von einer Eisenbahnlinie durchschnitten, welche die Landeshauptstadt Bukarest mit der Hafenstadt Konstanza verbindet.

Nur ein Drittel der Dobrudscha gehört zu Bulgarien.

Die Deutschen jedoch sind seit Anfang der 40er Jahre nahezu gänzlich aus diesem Gebiet verschwunden.

Mit ihrer Umsiedlung endete die über 100 Jahre währende Geschichte der Dobrudschadeutschen.

LAGE DER DOBRUDSCHA



III. AUFBRUCH DER DEUTSCHEN NACH RUSSLAND

Russlands Expansionspolitik im 18. und 19. Jahrhundert wirkte sich auch auf Deutschland aus. Durch die im Zuge von Eroberungen erlangten Gebietszuwächse, vor allem der Ostseeprovinzen (1721), der Südukraine und der Krim (1774-1792), Polen (1773-1815), Finnland (1809), Bessarabien und des Kaukasus (1812) war es nicht mehr möglich, eine Besiedlung mit eigenen Volksangehörigen durchzuführen.

Deutschland ereilte in dieser Zeit das Schicksal Mitteleuropas: Durch die Kriege Napoleons zwischen 1797 und 1810 verarmten weite Landstriche. Viele Menschen hegten den Traum von Freiheit und Eigenständigkeit.

Zarin Katharina II. (1762-1796) suchte nach Möglichkeiten, die weiten, fast menschenleeren Gebiete Russlands einschließlich der eroberten Gebiete zu besiedeln.

Mit einem Manifest vom 22. Juli 1763 warb sie um Kolonisten, und traf vornehmlich in den ärmsten Gebieten Deutschlands, die die Folgen von Krieg und Zerstörung am härtesten zu spüren hatten, auf Aufbruchstimmung.

Katharina machte potenziellen Siedlern Angebote, die den Traum von eigenem Land und Boden beinhaltete. Jede Familie, die dem Ruf Russlands folgte, erhielt die unentgeltliche Zuweisung von 60 Deßjatinen Land, was 655.500 Quadratmetern entsprach. Weiterhin wurde eine Befreiung von jeglichen Abgaben und Lasten für die Dauer von 10 Jahren in Aussicht gestellt, Befreiung von Militär und Zivildienst selbst für die Nachkommen, Religionsfreiheit und die Zuteilung von Verpflegungsgeldern ab der russischen Grenze bis zum Bestimmungsort.

Die Verlockung war für viele von Krieg und Zerstörung gezeichneten Menschen Deutschlands derart groß, dass sie sich nach Südrussland aufmachten. Eine Vielzahl von Siedlern, zu einem großen Teil aus Süddeutschland, suchten in einer fremden Welt ihr Glück.

Auch in der Zeit nach Katharina II. wurde die Ansiedlung durch Zar Alexander I. (1801-1825) fortgeführt, welcher einen Schwerpunkt in der Besiedlung Bessarabiens setzte. Erst 1819 hörte das Werben Russlands um deutsche Kolonisten auf, dennoch setzte sich der Zuzug noch jahrelang fort.

Die neue Welt hielt ihre Versprechen.

Dennoch stellten sich Probleme ein: Ab 1840 fehlte Ackerland. Das Kolonisationsgesetz Katharinas vom 19. März 1764 regelte, dass die Ländereien in der Erbfolge dem jüngsten Sohn zuzuschlagen sind. Somit waren die älteren gezwungen, sich außerhalb gelegenes Land zu suchen. Weiterhin gab es in dieser Zeit Missernte, regional kamen Heuschreckenplagen, Viehseuchen und Erdbeben hinzu. Bereits 1837 war zu allem Überfluss noch die Pest ausgebrochen.

Die Gesamtheit dieser Umstände führte in vielen Siedlungen zu bitterer Not und mündete in einer neuerlichen deutschen Wanderbewegung innerhalb Osteuropas.

IV. DIE BESIEDLUNG DER DOBRUDSCHA

PHASE I ZWISCHEN 1841 UND 1856

Die deutschen Siedler in Russland, die aufgrund großer Not ihre Heimat verließen, waren nun auch in ihrer neuen Heimat in höchste Bedrängnis geraten.

In ihrer Verzweiflung entschlossen sie sich, weiter zu ziehen. Die Hoffnung, in Deutschland nun ihr Glück zu finden, bestand nicht, weshalb eine Rückkehr nicht in Frage kam. Die Möglichkeit, in der alten Heimat Ackerland zu erhalten, war faktisch nicht gegeben.

Der Zug der Siedler führte an die Donau und den Balkan. Ihre Wanderung war nicht organisiert oder behördlich gelenkt, sondern von Verzweiflung geprägt. Der Ton der russischen Regierung wurde rauer und rauer. Letztendlich mussten die Siedler sogar "Ausreisegelder" hinterlegen und neben ihren Höfen auch den Viehbestand an andere Kolonisten übergeben. Ein Abzug aus Russland wäre sonst nicht gestattet worden.

Viele deutsche Kolonisten fanden in der unter türkischer Regierung stehenden Dobrudscha ihre neue Heimat. Sie waren als Neuankömmlinge aus dem russischen Zarenreich in dieser Zeit zwischen 1841 und 1856 bei der ersten von drei deutschen Besiedlungsphasen der Dobrudscha dabei.

Ausgerechnet in der Dobrudscha fanden sie ihre Heimat. Der preußische Hauptmann Helmuth von Moltke inspizierte den Landstrich 1837 im Auftrag der türkischen Regierung und berichtete von "grauenvoller Eintönigkeit, Verlassenheit, Verwüstung und Armut".

Flucht, Vertreibung, Krieg, Zerstörung, Tod und Elend prägten den größten Teil der Geschichte der Dobrudscha, in welcher 1842 in dem türkischen Dorf Akpunar die wohl erste deutsche Ansiedlung erfolgte. Während die erste deutsche Besiedlungswelle in der Dobrudscha erfolgt war, drohte den in Russland verbliebenen Siedlern weiteres Unheil, welches zur zweiten Phase einer deutschen Besiedlung der Dobrudscha führte.

PHASE II ZWISCHEN 1873 UND 1883

Zu den bestehenden Verunsicherungen der in Südrussland verbliebenen Siedlern kam zu allem Überflus der Krimkrieg zwischen 1853 und 1856 hinzu, in welchem Russland gegen die mit England und Frankreich verbündete Türkei kämpfte. Bei den Siedlern kam die Angst vor dem Einzug zum Militär trotz verbriefter Freistellung auf. Das Misstrauen gegen die russische Regierung war aufgrund der gemachten Erfahrungen enorm gewachsen.

Sie erwies sich als nicht unbegründet, obgleich kein Einzug deutscher Siedler für den Krieg gegen die Türkei erfolgte.

Doch kam das Jahr 1871. Die Situation änderte sich grundlegend. Die Kolonisten wurden den Untertanen Russlands gleichgestellt und verloren somit ihre Sonderrechte. Es gab für die deutschen Siedler keinerlei Sonderrechte mehr.

Zwei Jahre später galt für sie auch die allgemeine Wehrpflicht. Wieder erfolgten Abwanderungsbewegungen innerhalb Osteuropas. Die zweite deutsche Besiedlungsphase der Dobrudscha nahm ihren Lauf.

Die damals türkische Regierung sah der Aufnahme der deutschen Einwanderer wohlwollend entgegen.

In dieser zweiten Besiedlungsphase der Dobrudscha war meine Familie väterlicherseits mutmaßlich bereits zu Beginn beteiligt. Meine Vorfahren kamen aus dem Territorium des heutigen Badens. Sie waren Schwaben und kamen über Bessarabien und die Krim in die Dobrudscha.

PHASE III 1890/91

Die dritte Einwanderungsphase war eine unglückliche. Die noch immer in Russland verbliebenen Deutschen sahen sich mehr und mehr nationalistischen Strömungen ausgesetzt. Die Einschränkung der Rechte deutscher Siedlungen hatte sich weiterentwickelt.

Ein 1890 verabschiedetes Gesetz verbot allen Nichtrussen nicht nur den Erwerb von Grund und Boden, sondern auch die Bestellung. Somit war nicht einmal mehr die Bewirtschaftung von gepachtetem Ackerland möglich. 1891 wurde russisch zur Hauptunterrichtssprache in allen Schulen gemacht.

Tausende Siedler verließen nun erneut Russland. Während sich wie zu allen Auswanderungszeiten etliche Siedler auf die Spuren von Verwandten begaben und sich in Richtung Amerika und Canada aufmachten, prägten viele Deutsche die dritte Besiedlungsphase der Dobrudscha, ermuntert durch die mittlerweile rumänische Regierung unter dem Einfluss des deutschfreundlichen Ministers Peter Carp.

Es war keine gute Entscheidung. Die Zeit der wohlwollenden türkischen Regierung war vorbei, die Hoffnungen der Siedler wurden getrogen. Landverteilungen, wie sie noch bis 1884 vorgenommen wurden, fanden nicht mehr statt. Es wurde die Regelung getroffen, dass zur Erlangung von Ackerland die rumänische Staatsbürgerschaft erlangt werden musste. Diese wiederum wurde jedoch erst nach zehnjährigem Aufenthalt in Rumänien erteilt.

Willkür und Schikane prägten den Umgang mit den Deutschen der dritten Besiedlungsphase. Die sogenannte "Landkommission" tagte nur alle zehn Jahre, und fehlte einem Bauern zum Zeitpunkt der Tagung noch ein Jahr, um seinen 10jährigen Aufenthalt erfüllt zu haben, dann musste er eben noch weitere zehn Jahre warten, da die Landkommission erst dann wieder zu tagen gedachte. Die Anerkennung persönlicher Ansprüche erfolgte oftmals nur nach Intervention von König Carol oder dem persönlichen Engagement von Peter Carp.

Die Mehrzahl der in dieser Periode in die Dobrudscha gekommenen Deutschen schaffte es nicht mehr, eigenes Land zu

erhalten. Ihren Lebensunterhalt verdienten sie sich mit der Bestellung gepachteter Äcker. Die mit ihrer Kompetenz und ihrem Fleiss verbundenen Entwicklungen der Höfe und Äcker führten oftmals zu unakzeptablen Pachterhöhungen durch die rumänischen Besitzer. Die unerträglichen Pachtbedingungen führten weiterhin dazu, dass die Bauern ihr hart Erarbeitetes aufgeben mussten. In der Folge verfielen viele aufstrebende Dörfer in der Dobrudscha, nachdem die deutschen Siedler sie verlassen hatten.

Siedlungsentwicklungen nach 1890 gelangen aus den dargelegten Gründen nicht mehr. Eine Ausnahme stellt Cobadin dar, ein ehemaliges Tatarendorf, welches von Schwaben aufgebaut wurde, indem diese die Möglichkeit nutzten, Land von abwandernden Türken und Tataren zu kaufen.

V. TARIVERDE

Der 28. Mai 1930 war ein sonniger Tag – der Tag, an dem mein Vater in Tariverde, *rumänisch Dorotea*, das Licht der Welt erblickte. Ganz Rumänien lag, dies konnte die Wetterzentrale in Karlsruhe rekonstruieren, an diesem Tag unter dem Einfluss eines Hochdruckgebietes, so dass Sonnenschein und Trockenheit den 28. Mai 1930 prägten.

Von den Wolken, die sich am politischen Himmel Europas formierten, waren in Tariverde noch lange keine Einflüsse spürbar.

Tariverde war ein deutsches Dorf, landwirtschaftlich geprägt, durch die Schaffenskraft deutscher Siedler florierend.

Gegründet wurde das Dorf 1873 im Zuge der zweiten Besiedlungsphase der Dobrudscha von Bauern, die aus Südrussland eingewandert waren. Die vorherrschende Konfession war evangelisch.

Zeitgleich kamen 44 Familien in Tariverde an. Etliche Familien kamen aus dem Schwäbischen. Familien mit so vertrauten Namen wie Nagel, Ritter, Geckle, Stach, Heim, Speitel, Albrecht, Pfeifer, Meyer, Ehret und Baumstark beeinflussten die Kolonie und gründeten ihrer Herkunft entsprechend ein schwäbisch geprägtes Dorf. Die aus dem süddeutschen Raum stammenden Einwanderer wurden dort einheitlich als Schwaben bezeichnet.

Pro Kopf wurden den Siedlern in der Dorfgründungszeit 10 Hektar Land zugeteilt, wobei pro Familie eine Begrenzung von maximal 50 Hektar bestand. Das erworbene Land musste binnen 25 Jahren in Form von Steuern bezahlt werden. Wer nach 1886 geboren wurde, bekam kein Land mehr, hatte jedoch die Möglichkeit zum Kauf.

Entbehrungsreich war die Zeit des I. Weltkrieges. Viele Männer wurden an die Front abberufen, die besten Pferde mussten für den Krieg zur Verfügung gestellt werden, und in vielen Häusern mussten deutsche Soldaten einquartiert werden.

den 14. Oktober 1940.

Musing

aus der Tauf-Matrikel der evangelischen Kirche N. B. im

Tarlivede

Band III

Seite 362

3ah1 11

Tag und Jahr	geburt	Den 28. Mai 1930.
Tag und Jahr	bei Taufe	Den 19. Oktober 1930.
Name und Taufname	Christen- bes taufenden Geistlichen	Küsterlehrer Otto Ensslen.
Name des Taufpaares, so Taufe ober Staben, eigentlich ober niedrig		<u>Valentin</u> Pfeifer.
Name, Stellung, Stand, Charakter, Geburts- und Wohnort bei Eltern		Valentin Pfeifer, Landwirt in Tariverde, und dessen Ehefrau Adele geb. Franz, beide ev.-luther. Konfess.,
Ständige bei Taufe		Der Vater.
Stellung des Kindes		Evangel.-luther.,
Name, Stand, Charakter, Wohnort bei Taufzeugen		Christian Adam, Johann Pfeifer, Maria Ponto u. Ida Kraus, <i>Franz</i> alle ev.-luther.
Tag und Jahr bei Konfirmation, Name des konfirmierenden Geistlichen		
Stimmung		

14 NOV. VIII. 40. 226/4

Class ~~37~~ 1843 in N. Drift



Kufrawar

8. *Alouatta palliata*



Die Richtigkeit dieses Auszuges bestätigt

sub rife pastoralis

J. Wilkins

Pastor zu Cogeljac.



Noch bis nach dem I. Weltkrieg erfolgte die Unterrichtung der Schulkinder von deutschen Lehrern.

Die Freiheiten, die die türkische Regierung den Siedlern zugestanden hatte, waren unter rumänischer Herrschaft nicht mehr vorhanden. Die Einschränkungen wurden seit 1878, dem Jahr der rumänischen Übernahme der Dobrudscha, spürbar.



LEBEN UND ARBEIT AUF DEM LAND IM TARIVERDE DER 30ER JAHRE

Mehr und mehr wurde der Unterricht in rumänischer Sprache abgehalten. Bereits mein Vater genoss mit Beginn seiner Einschulung im Alter von 7 Jahren nur noch zwei Stunden Sprach- und Religionsunterricht pro Tag in deutscher Sprache. Ansonsten war die Schulsprache auch in dem deutschen Dorf Tariverde rumänisch. Außerhalb des Schulgebäudes wurde in Tariverde aber deutsch gesprochen.

Die dreißiger Jahre waren in Tariverde wie in allen anderen deutschen Dörfern und wie in den Jahrzehnten zuvor von landwirtschaftlicher Arbeit geprägt. Die Kinder lernten früh die Schwerpunkte der Selbstversorgung kennen. Mein Vater wurde bereits im Alter von 4 Jahren auf's Pferd gebunden, um

den Acker zu pflügen. Neben dem Ackerbau standen Viehzucht und Weinanbau im Vordergrund.

Die Familie Pfeifer lebte wie die meisten deutschen Bauern in der Dobrudscha. Mein Vater Valentin hatte in seinem Cousin Johannes Franz, Jahrgang 1933, einen treuen Spielkameraden. Sonntags trafen sich die Familien an einem Seitenarm des Schwarzen Meeres zum „Salzduseln“, was nichts anderes wie „Moorbaden“ bedeutet. Die schwäbischen Traditionen wurden gepflegt. Insbesondere in der kalten Winterzeit gab es oft das schwäbische Essen „Krautwickel“.

Die Familie hatte sich durch harte Arbeit Wohlstand erarbeitet. Sie besaß durch Zukäufe 40 Hektar Land, besaß acht Pferde, einen Hof mit Stallungen sowie ein Sommer- und ein Winterhaus. Weiterhin verfügten sie über zusätzliche Arbeitskräfte in Form von Magd und Knecht.

Der Familienvater, Valentin Pfeifer senior, kaufte trotz seiner zur Selbstsucht und Tyrannei neigenden Art zur Geburt eines jeden Kindes für dieses Land.

RECHTS (MIT PFERD MEIN VATER VALENTIN, IN DER MITTE VALENTIN P. SEN.)



Dem Ehepaar Valentin (Jahrgang 1905) und Adele Pfeifer (Jahrgang 1906) wurden in Tariverde die Kinder Margarethe (1926), Valentin (1930), Emil (1932), Berthold (1936) und Anne (1938) geboren.

Vieh war in großer Anzahl auf dem wohlhabenden Hof anzutreffen – Lämmer, Gänse, Enten, Hühner, Kühe und Schweine wollten dort versorgt werden.

Die Eier, welche zum Schlüpfen der Brut gedacht waren, wurden in einem Korb separat aufbewahrt. Um den Nachwuchs in einem Korb war es geschehen, als der 2jährige Valentin im Jahr 1932 diese in die Hände bekam und vergnügt zerdrückte.

Wenig Freude dürfte auf dem Hof auch dessen Einfall bereitet haben, einer ganzen Reihe von frisch geschlüpften Gänsen fachmännisch den Kragen herumzudrehen um diese anschließend fein säuberlich nebeneinander aufzureihen. Es war zu diesem Zeitpunkt wohl nicht zu erahnen, welch großer Freund aller Kreaturen dieses Kind einmal werden sollte.



VOR DEM SOMMERHAUS: V.L. VALENTIN JUN., EMIL, ANNE, MARGARETHE, ADELE, VALENTIN SEN., BERTHOLD – DIE UMSIEDLUNG UND EINE UNGEWISSE ZUKUNFT VOR AUGEN

Das ländliche Leben nahm seinen von den Grundbesitzern bestimmten Gang. Dass aber dieses zur Heimat vieler Deutschen gewordene Land nicht ihre Heimat bleiben durfte, mussten die Menschen in dem für sie schicksalhaften Jahr 1940 schmerzlichst erfahren.



FAMILIENAUFNAHME AN DER DORFKIRCHE TARIVERDE, WENIGE MONATE VOR DER UMSIEDLUNG, RECHTS VALENTIN PFEIFER JUN.

VI. DIE UMSIEDLUNG DER DEUTSCHEN AUS DER DOBRUDSCHA UND BESSARABIEN

Wie mögen sich Menschen fühlen, die zeitlebens für ihre Eigenständigkeit und ihren Traum vom eigenen Grund und Boden hart gearbeitet haben und diesen nun plötzlich für immer aufgeben sollen?

Auch wenn Begrifflichkeiten für die groß angelegte Umsiedlungsaktion des Deutschen Reiches keine Rolle spielen – es war eine Maßnahme, die ohne körperliche Gewalt durchgeführt wurde, und ist somit als Umsiedlung, nicht als Zwangsaussiedlung oder Vertreibung zu bezeichnen. Fakt ist aber, dass die Pläne zur Umsiedlung der Deutschen innerhalb Osteuropas in Berlin entstanden und nicht in den Köpfen der Betroffenen, die wie Schachfiguren ortsverändert wurden.

Sie waren Teil des II. Weltkrieges und somit Teil der damit verbundenen wohl größten Wanderungsbewegung seit Menschengedenken.

Am 6. Oktober 1939 erklärte Hitler vor dem Reichstag in Berlin:

„...der ganze Osten ist mit nicht haltbaren Splittern des deutschen Volkstums gefüllt. Gerade in ihnen liegt ein Grund und eine Ursache fortgesetzter zwischenstaatlicher Störungen. Im Zeitalter des Nationalitätenprinzips und des Rassegedankens ist es utopisch zu glauben, dass man diese Angehörigen eines hochwertigen Volkes ohne weiteres assimilieren könne. Es gehört daher zu den Aufgaben einer weitschauenden Ordnung des europäischen Lebens, hier Umsiedlungen vorzunehmen, um auf diese Weise wenigstens einen Teil der europäischen Konfliktstoffe zu beseitigen...“

Hitler gab vor, Konfliktstoffe beseitigen zu wollen, die es in Wahrheit nicht wirklich gab. Rumänen und Deutsche lebten in der Dobrudscha einträchtig zusammen. Dass die Deutschen nicht mehr da sein sollen, war für die Rumänen ein böser und unvorstellbarer Gedanke. Für Hitler stellte die Zerstreutheit der Deutschen in den Ostgebieten „nicht haltbare Splitter des

deutschen Volkstums dar“. Er hegte die Befürchtung, dass auch die annähernd 16.000 Deutschen in der Dobrudscha „in fremdes Volkstum“ aufgehen könnten.

Dies war der nationalsozialistischen Führung ein Dorn im Auge. Für Diskussionen sorgte zudem, dass die Schulsprache nicht mehr deutsch war und die Verwaltungen in rumänischer Hand lagen. Zudem benötigte Hitler Deutsche für die Ansiedlung der im Frühjahr 1939 besetzten Tschechoslowakei und Polen.

In der Tschechoslowakei hatten die Nationalsozialisten das Protektorat Böhmen und Mähren geschaffen, welches ohne entsprechende Verträge oder völkerrechtlicher Abkommen gezielt verdeutscht werden sollte, in dem wahnwitzigen Glauben, die durch Waffengewalt geschaffene Besetzungssituation gelte für die Ewigkeit.

Bereits drei Tage nach Hitlers Rede im Reichstag wurde Heinrich Himmler mit der Durchführung der Umsiedlungsplanungen betraut, die im Mai 1940 in Berlin endgültig beschlossen waren.

Zudem wurde die Situation für das Deutsche Reich im Juni 1940 durch ein Ultimatum Russlands an Rumänien zur Abtretung Bessarabiens und der Nordbukowina, welchem sich Rumänien auf Berlins Rat letztendlich beugte, akut. Für Deutschland bestand dringender Handlungsbedarf.

Man stand am Beginn der Aktion „*Heim ins Reich*“.

Bereits am 15. September 1940 wurde die Umsiedlung der Bessarabiendeutschen durch SS-Standartenführer Horst Hoffmeyer eingeleitet. Mit der Abwicklung der Vermögensfragen wurde die „Deutsche Umsiedlungs-Treuhandgesellschaft“ beauftragt.

Für die rumänische Regierung kam die Durchführung dennoch unerwartet. In der Dobrudscha sorgten die Vorgänge in Bessarabien für große Aufregung, waren doch nachbarschaftliche und verwandtschaftliche Bindungen in die Dobrudscha vorhanden. Zudem ließen sie Befürchtungen einer eigenen Umsiedlung wachsen.

Es war eine Zeit voller Angst, Unsicherheit – und von Gerüchten. Die Angst vor sowjetischer Herrschaft in der Dobrudscha ging um. Dennoch lagen zu diesem Zeitpunkt noch keine offiziellen Umsiedlungspläne für die Dobrudscha vor. Berlin wollte Verhandlungen mit Rumänien über die Umsiedlung der Dobrudschadeutschen durch vorschnelle Bekanntmachungen nicht gefährden. Dies ging – einmal mehr – zu Lasten einer völlig verunsicherten Bevölkerung.

Die Siedler wurden zum reinen politischen Spielball. Welche Wahl hatten sie? Zu bleiben und möglicherweise unter sowjetische Herrschaft zu gelangen? Oder dem Ruf Deutschlands zu folgen und – so wurde ihnen vorgespiegelt – dem Land einen Dienst zu erweisen? Dem Land, welches sie als Mythos sahen, als Weltmacht, als Herr in allen Lagen, als Nation, gegenüber welcher es keinen Grund zum Misstrauen gab! Es war aber auch das Land, welches sie bis zu diesem Zeitpunkt nicht kannten, das ihnen aber als strebsam und erfolgreich geschildert wurde. Warum sollten sie den Versprechungen misstrauen, dass sie den Grund und Boden und all ihre Habe, die sie zurückließen, an anderer Stelle in demselben Wert zurückerhalten werden?

Zu gehen war bei allen menschlichen Tragödien zunächst sicher die richtige Entscheidung, zumal die Entscheidung dadurch beeinflusst wurde, dass sie ihren Standard bei Weigerung des Angebots Berlins zur Umsiedlung nicht hätten halten können, vielmehr in die Gefahr des Verlustes all ihrer Rechte gekommen wären. Zudem sollten sie am 23. August 1944 bestätigt werden, denn der Einmarsch der Roten Armee in Rumänien brachte vielen der wenigen zurückgebliebenen Deutschen das Schicksal von Inhaftierung, Verschleppung, Enteignung, Zwangsarbeit und Tod.

Es gab keine andere Entscheidung, als das Land, das zu ihrer Heimat geworden war, zu verlassen. Es war eine Entscheidung, die von Panik und Ängsten geprägt war. Die Menschen spürten, dass es durch die in den Vorstellungen bereits allgegenwärtige Sowjetunion lichterloh brannte. Sie vertrauten dem Deutschen Reich, denn es gab keinen Grund, misstrauisch zu sein. Ihre Informationen beschränkten sich auf die von Berlin gesteuerten propagandistischen Radionachrichten. Die Wahrheit konnten sie nicht kennen.

Es war auch ein Generationenproblem. Die Jungen sahen die Umsiedlung teilweise regelrecht euphorisch, während die Stimmung bei den Alten gedrückt war. Auch der erarbeitete Wohlstand spielte eine Rolle. Es lag in der Natur der Sache, dass die Ärmern einem Neuanfang aufgeschlossener entgegenstanden.

Rudolf Härter, Jahrgang 1916, Bessarabiendeutscher aus Schwäbisch Gmünd, schrieb seine Erinnerungen an die Kindheit, an seine Zeit beim rumänischen Militär sowie die Umsiedlung – alle drei Bereiche weisen keine gravierende Unterschiede zur Dobrudscha auf – im Jahr 2002 nieder:

„(...) Schwierig war es in der Schule, denn ich bin erst mit 11 Jahren eingeschult worden. Zusammen mit den 3jährigen. Das kam dadurch, dass Bessarabien, bis dahin russisch, 1918 in rumänische Verwaltung überging. Ich ging 5 Jahre zur Schule, aber immer nur 4,5 Monate pro Schuljahr, denn von Ende Februar mit dem Reben schneiden bis nach der Maisernte Ende Oktober musste ich auf dem Feld helfen.

Mit 15 musste ich dann mein Geld bei einem Bauern als Knecht verdienen (...).

Ende Februar 1938 musste ich zum rumänischen Militär einrücken. Der Abschied von meiner geliebten Frau Erna fiel schwer, hatten wir doch nicht einmal ein Foto vom anderen. Nur ein kleines Haarbüschel. Ich habe dieses von 1938 bis zu meiner Rückkehr am 23.6.1940 bei mir getragen. Am 1. Januar 1940 mussten wir an die russische Grenze um Schützengräben auszuheben. So bekamen wir lange keine Post von zuhause. Ich wusste nicht, was mit Erna geschehen ist. (...)

Nach Ostern 1940 wurden meine Augen untersucht. Das Ergebnis: ich musste nicht mehr zu den Schützengräben, sondern nach Kischinew in die Augenklinik. Da war ich dann zwei Monate bis zum 22. Juni 1940. Es kam die Anordnung, das Lazarett aufzulösen, da der Russe im Anmarsch war. Wir mussten die Einrichtung auf Pferdewagen verladen und zum Bahnhof fahren.

Wir Deutschen, die dabei waren, haben uns heimlich abgesprochen, dass wir nicht mitgehen. Die Wagen wurden von Soldaten begleitet. Wir Deutschen haben uns zurückgezogen, bis der letzte Wagen abgefahren war. Ich hatte mein Gepäck und einen Eimer voll Bohnen, den man mir als Notvorrat in meinen Kopfkissenbezug geschüttet hat. Ich habe die Bohnen zurückgelassen, um nicht mehr so beschwert zu sein. Wir hatten uns abgesprochen, dass wir uns vor der Stadt treffen. Wir versteckten uns in einem Getreidefeld. Wir blieben dort die ganze Nacht uns hörten immer wieder Panzer in Richtung Kischinew fahren. Als es Tag wurde sind wir losmarschiert. Wir hatten Zivilkleidung an. Im nächsten Ort wurde rumänisches Militär auf uns aufmerksam. Wir haben uns sofort aus dem Staub gemacht und entgingen einer Festnahme. Wir liefen weiter bis zu einem Wald. Es regnete. Durch den Wald führte ein Weg. Dort sahen wir plötzlich Artillerie-Gespanne, außerdem befanden sich 6 rumänische Soldaten im Wald. Ich beobachtete das Geschehen. Ich konnte sehen, wie Vorüberziehende sofort geschnappt wurden. Sie mussten den Pferden helfen, die Kanonen aus dem vom Regen aufgeweichten Feldweg zu ziehen. Ich glaube, wir wurden verraten, denn es dauerte nicht lange, bis ein Offizier mit einigen Soldaten kam, die in rumänischer Sprache alle aufforderten, aus dem Wald zu kommen. Ich habe mich in ein Roggenfeld geflüchtet. Die anderen Kameraden haben sich gestellt. Im Schutze der Ähren konnte ich sehen, wie sie Schüsse in die Luft abgaben und weitere Aufforderungen zum Herauskommen erteilten. Dann zogen sie mit meinen Kameraden ab. Es waren immer 2 zusammengebunden. Sie mussten im Laufschrift an der Kolonne vorbei. Dort befand sich auch ein hoher Offizier, der den Befehl zum Erschießen gab und weiter ritt. Ein Unteroffizier hat auf 2 meiner Kameraden geschossen. Er musste noch ein zweites Mal schießen bis sie tot waren. Einer der Erschossenen war aus unserem Dorf. Der

Vater von Adele Ost. Ich habe es geschafft, nach Hause zu kommen. (...)

Am 25. Oktober 1940 wurde ausgesiedelt. Die Frauen, Kinder und die alten Leute haben wir zum Bahnhof gefahren. Wir Männer sind 3 Tage danach mit dem Pferdewagen nach Galatz abgefahren. Dort verbrachten wir ein paar Tage, bis die Pferde abgegeben und das Gepäck vom Wagen auf das Schiff verladen war. Danach fuhren wir auf der Donau bis Semlin. Hier waren wir wieder ein paar Tage. Danach sind wir mit dem Zug und dem nötigsten Gepäck weiter gefahren bis Zittau in der Lausitz, wo wir nachts ankamen. Von da an ging's mit dem Bus nach Jonsdorf. Wir haben große Augen gemacht, denn keiner unserer Angehörigen war da. Erst Tage später erfuhren wir ihren Aufenthaltsort.

Man brachte uns nach Eibau in der Lausitz ins Lager zu unseren Frauen. Dort wurden wir eingebürgert und warteten auf die Ansiedlung.“ (...)

Am 22. Oktober 1940, als die Umsiedlung der Bessarabiendeutschen annähernd abgeschlossen war, wurde nach zweiwöchiger Verhandlung zwischen Berlin und Bukarest auch die Einbeziehung der Dobrudschadeutschen in die Umsiedlungsaktion vereinbart und damit längst beschlossene Pläne der Nationalsozialisten mit Rumänien abgesegnet.

Obwohl das Gerücht über eine Umsiedlung in der Dobrudscha schon länger vorherrschte, standen die Menschen fassungslos und ungläubig vor den Trümmern all dessen, was sie sich aufgebaut und erarbeitet hatten. Man wollte die Situation nicht wahrhaben. Es war eine enorme psychische Belastung, ein Schritt in eine ungewisse Zukunft, eine Zeit der Abschiednahme, mit einem ungewollten Neuanfang mit einem unbekannten Ziel vor Augen.

Der Leiter des Umsiedlungskommandos Südbuchenland-Dobrudscha, SS-Oberführer Sieckmeier, begann die Aktion am 3. November 1940. Sie wurde ohne die Anwendung von Gewalt durchgeführt. Familien wurden nicht getrennt, selbst Mischen, von denen es nur wenige gab, konnten über ihren

Verbleib selbst entscheiden. Es gehört in den Bereich der Fabel, dass Waffengewalt angewandt worden ist.

Dem Umsiedlungskommando mussten Haus und Hof, Viehbestand und alle sonstige Werte, die nicht mitgenommen werden konnten, zur Schätzung vorgezeigt werden, da die Zusage bestand, die Werte in der neuen Heimat ersetzt zu bekommen. Viel mehr wie Lebensmittel und Kleidung konnte nicht mitgenommen werden.

Es war auch ein Abschied von den Gräbern ihrer Eltern, denen sie ihren Lebensstandard zu verdanken hatten, und vieler verstorbenen Kinder. In Tariverde war erst wenige Jahre zuvor ein neuer Friedhof angelegt worden. Ein Abschied für immer stand bevor. Es waren ungewöhnlich sonnige und warme Novembertage, die die Umsiedlungsaktion begleiteten. Sie passten nicht ins triste Bild dieser Zeit.

Von den 980 deutschen Bewohnern Tariverdes blieben nur 5 zurück.

Die Höfe wurden in der Folgezeit von Rumänen übernommen, welche zumeist aus dem an Bulgarien abgetretenen südlichen Teil der Dobrudscha sowie aus Mazedonien stammten.

Die Schaffenskraft der Dobrudschadeutschen konnte nicht ersetzt werden. Mit ihnen ging auch die Vielfalt der Dörfer.

IN DEN DEUTSCHEN DÖRFERN WAR IN DEUTSCHER UND RUMÄNISCHER SPRACHE NACHSTEHENDER AUFRUF ANGESCHLAGEN:

Aufruf!

Die Regierung des Deutschen Reiches und die Regierung der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken sind übereingekommen, daß die deutschstämmige Bevölkerung frei und unbehindert auf deutschen Boden ausreisen kann, wenn sie den Wunsch dazu hat.

Wir rufen alle Deutschstämmigen auf, sich beim deutschen Bevollmächtigten an den angegebenen Orten zu melden und den Wunsch zur Umsiedlung zu äußern!

Alle Deutschen, die das 14. Lebensjahr erreicht haben, können den Wunsch zur Umsiedlung beim deutschen Bevollmächtigten in persönlicher Meldung (mündlich oder schriftlich) vorbringen.

Für die Ausreise von Kindern bis zu 14 Jahren genügt die Meldung des Familienoberhauptes.

Zur Meldung sollen nach Möglichkeit Urkunden über die Volkstumszugehörigkeit des Auswanderungswilligen vorgelegt werden.

Wer sich zur Umsiedlung meldet, muß sich beim deutschen Bevollmächtigten genauestens über die für die Nitnahme der Habe bestehenden Bestimmungen, sowie über die für die Ausreise vorgesehene Ordnung erkundigen.

Der Zugang zum Melde-Pokal (Ort der Registrierung), ist für alle, die auszusiedeln wünschen, unbehindert.

Die Verbindung zwischen Euch und den deutschen Bevollmächtigten ist frei!

Die Umsiedlung beginnt am 15. 9. 40. und wird in kürzester Zeit durchgeführt.

Der deutsche Bevollmächtigte für die Umsiedlung.

VII. DER WEG NACH AMORBACH

Die benachbarten Dörfer der Dobrudscha, Tariverde und Cogealac, wurden fast gleichzeitig von den deutschen Kolonisten „entvölkert“.

Die erste Strecke bis Cernavoda – mögen es von Tariverde und Cogealac vielleicht 50 Schienenkilometer gewesen sein – wurde mit der Eisenbahn absolviert.

Cernavoda war bereits zum damaligen Zeitpunkt eine weiterentwickelte Stadt mit einem Donauhafen. Die Umsiedler wurden auf Schiffe verbracht. Noch immer wussten sie nicht, wohin die Reise geht, wie lange sie dauert, was ihnen bevorsteht. Zu ihrer Kennzeichnung hatten sie Umsiedlungsnummern um den Hals hängen.

Zu Essen gab es genügend. Die Behandlung der Umsiedler war gut, schließlich wollte sich Nazi-Deutschland in ein gutes Licht stellen, sich präsentieren und den Menschen verdeutlichen, dass es die richtige Entscheidung war, der Aktion *„Heim ins Reich“* zu folgen.

Das Klima kann rekonstruierend somit insgesamt als gut bezeichnet werden – von der psychischen Situation vieler abgesehen.

Der Weg der Menschen führte von Cernavoda innerhalb drei Tagen, ohne dass unterwegs ein Halt durchgeführt wurde, über die Donau nach Semlin, Gebiet des heutigen Belgrads.

In Semlin befand sich ein großes Auffanglager mit riesigen Zelten, in denen fast 9.000 Menschen untergebracht worden waren, die auf Strohsäcken nächtigen konnten. Dort folgte die Verteilung der Umsiedler in Auffanglager im Deutschen Reich. Familien wurden nicht getrennt, dennoch wurden verwandtschaftliche Banden in einen nicht unmittelbar benachbarten Grad nicht berücksichtigt. So kam es, dass mein Vater seinen Spielkameraden Johannes Franz dort aus den Augen verlor – er sollte ihn erst nach Kriegsende wieder sehen.

Invalideversicherung

Einlage zur Quittungskarte Nr. 1

Name und Vorname: Pfeifer Helen
(Bei Frauen auch Geburtsname)

geboren am: 19. August 1904 in: Tarnewitz

Landesversicherungsanstalt: Mainfranken
(Name der Landesversicherungsanstalt, die auf der Quittungskarte verzeichnet ist)

Beschäftigt gegen Entgelt		Arbeitsverdienst (Barbezüge und Wert der Sachbezüge) für die Beschäftigungszeit		Name und Sitz der Krankenkasse, an die die Beiträge abgeführt sind	Firmenstempel, Anschrift und Unterschrift des Arbeitgebers
von	bis	RM.	Rpf.		
194 <u>2</u>					Fürstlich Leiningische Hofverwaltung Amorbach (Mainfr.) Bohmer.
<u>25. 6. 9. 14</u>	<u>1942</u>	<u>778</u>	<u>40</u>		
194					

43 Entwertungstag nicht vergehen!	44 Beachtet Rückseite! Anwartschafts- verlust!	45 Entwertungstag nicht vergehen!	46 Beachtet Rückseite! Anwartschafts- verlust!	47 Entwertungstag nicht vergehen!	48 Beachtet Rückseite! Anwartschafts- verlust!
--------------------------------------	---	--------------------------------------	---	--------------------------------------	---

49 Entwertungstag nicht vergehen!	50 Beachtet Rückseite! Anwartschafts- verlust!	51 Entwertungstag nicht vergehen!	52 Beachtet Rückseite! Anwartschafts- verlust!	Aufrechnung:	
--------------------------------------	---	--------------------------------------	---	--------------	--

Nachgewiesene Erfolgezeiten				im Jahre	Anzahl der Beitragswochen in Klasse									
von	bis einschl.	von	bis einschl.		I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X
Wehrpflicht				19										
Reichsarbeitsdienst				19										
Krankheit				19										
				19										
Lehrgang														
Unterstützung als Arbeitsloser														



(Ort und Datum) _____
(Aufrechnungs- stelle) _____
Unter- (chrift) _____

Invalidenversicherung - Quittungskarte A für Pflichtversicherung und Weiterversicherung.

Landesversicherungsanstalt: Mainfranken
 (in deren Bezirk der Besicherte bei Ausstellung der Karte Nr. 1 beschäftigt ist; jede folgende Karte ist mit demselben Namen zu versehen.)

Ausgabestelle: Der Bürgermeister der Stadt Amorbach
 in Amorbach Landkreis Münchberg
 Ausstellungstag: 7. April 1933

Umtausch: Binnen spätestens 3 Jahren nach dem Tage der Ausstellung.
 Die heute Karte der Doctaris W. Entwerte am: 2. April 4.

Quittungskarte Nr. 1 für

Valentin Pfeffer
 (Vor- und Name, bei Frauen auch Geburtsname; bei mehreren Vornamen Aufnahme zu unterstreichen.)

Wohnort (Wohnung): Amorbach
 Beschäftigungsort: Münchberg
 geborenen am: 19. März 1905
 in Farnwerde Landkreis Simmern

Bei Ausstellung dieser Karte ist der Aussteller verpflichtet, die Karte genau folgend zu prüfen.

Zur Erhaltung der Anwartschaft auf Leistungen der Invalidenversicherung müssen für jedes Kalenderjahr mindestens 26 Wochenbeiträge entrichtet werden, sonst erlischt die Anwartschaft.
 Bei freiwilliger Weiterversicherung sind Beiträge der dem jeweiligen Einkommen entsprechenden Klasse, mindestens aber in der Klasse II, zu entrichten. Eine vor dem 1. Januar 1937 bereits begonnene Weiterversicherung kann nach dem 3. Januar 1938 in der Klasse I fortgesetzt werden, solange das Einkommen 6 Reichsmark wöchentlich nicht übersteigt.
 Jede Karte ist mit dem Sonntag am Ende der Woche, für die sie gelten soll, zu entwerfen (z. B. 16. 1. 38).
 Bei Nichtentwertung Ordnungstrafe bis zu 1000 Reichsmark.
 Die Karte darf nur die gesetzlich vorgeschriebenen Angaben enthalten und keine besonderen Merkmale tragen; vor allem darf aus ihr nichts über Führung oder Leistungen des Inhabers zu entnehmen sein. Niemand, außer den zuständigen Stellen, darf eine Quittungskarte wider den Willen des Inhabers zurückbehalten (vgl. hierzu §§ 1424, 1425 der Reichsversicherungsordnung).
 Wer Quittungskarten mit unzulässigen Eintragungen oder mit besonderen Merkmalen verleiht, ver-fälscht, fälschlich ausfüllt oder willentlich eine solche Karte gebraucht, wird bestraft (§ 1495 der Reichs-versicherungsordnung).

Raum für Eintragungen der Behörden (über Beitragsberechtigungen usw.)

60. intro
anf.

Meine Familie wurde nach Amorbach im bayerischen Odenwald nahe Miltenberg geschickt. Die heute knapp 5.000 Einwohner habende Gemeinde hatte damals an die 2.000 Bewohner. Seit 1933 trieb dort Bürgermeister Herbert Pickardt von der NSDAP sein Unwesen. Dort, in der an einem Hang

gelegenen Amorbacher Haushaltungsschule, die zu einem Übergangslager umfunktioniert worden war, lebte meine Familie von Herbst 1940 bis Jahresende 1942 – zwei lange Jahre lang, noch immer im Unklaren, was die Zukunft bringen wird – und vor allem wann!

Solche Lager wurden im Deutschen Reich in großer Anzahl für die Umsiedler eingerichtet.

Jeder Familie stand ein Schlafrum mit Doppelstockbetten zur Verfügung. Speise- und Aufenthaltsraum sowie die Toiletten wurden von den anwesenden Familien, die zahlenmässig überschaubar waren, gemeinschaftlich genutzt. Duschmöglichkeiten gab es außerhalb des Schulgebäudes in einem Duschwagen.

Es bestand die Möglichkeit der Annahme freiwilliger Arbeit. Zwang wurde nicht ausgeübt. Zu Essen gab es genügend. Lagerleiter Horn, der in Amorbach nebenbei ein Lebensmittelgeschäft betrieb, schuf ein insgesamt akzeptables Klima.

Die Bedingungen waren nicht vergleichbar mit der Situation in Amorbach zu Kriegsende, als regelrechte Flüchtlingsströme ins Inland kamen und die Gemeinde im ehemaligen Benediktinerkloster 500 Menschen aufzunehmen hatte.

In diesen für heutige Verhältnisse dennoch nicht nachvollziehbaren Umständen wurde im Jahr 1941 in Amorbach die Tochter Resi als 6. Kind der Familie geboren.

Nach zwei Jahren Aufenthalt in Amorbach wurden sie zum Jahresende 1942 endlich in den besetzten Ostgebieten angesiedelt.

Zwei Wochen vor Beginn der Reise zum Bestimmungsort wurde dieser den Umsiedlern mitgeteilt – Zerotice, Tschechoslowakei, Protektorat Böhmen und Mähren, nahe Znaim, war das Ziel.

VIII. VON AMORBACH INS PROTEKTORAT BÖHMEN UND MÄHREN

1942/43 begann die unrechtmässige Besiedlung der besetzten Ostgebiete mit deutschen Siedlern.

Die Bessarabiendeutsche wurden vornehmlich im Wartheland und Danzig-Westpreußen angesiedelt, die Buchenlanddeutschen im Wartheland und Oberschlesien und die Dobrudschadeutschen überwiegend im von Nazi-Deutschland geschaffenen Protektorat Böhmen und Mähren in der Tschechoslowakei sowie im Wartheland.

Alle Umsiedler wurden zuvor auf Anweisung Heinrich Himmlers im Rahmen eines Aufnahmeverfahrens durch die Einwandererzentralstelle medizinisch untersucht. Nur die gesunden und „rassisch wertvollen“ Menschen wurden in den eroberten Ostgebieten angesiedelt. Bei ihnen handelte es sich um die Kategorie „O-Fälle“.

Die übrigen sollten im Altreich eingegliedert werden. Bei ihnen handelte es sich um „A-Fälle“. Gänzlich unerwünschte Sonderfälle, die „S-Fälle“, wurden überwiegend nach Rumänien zurückgeführt.

Von den fast 15.000 untersuchten Dobrudschadeutschen wurden 46 „S-Fälle“ registriert. Der große Teil wurde in der Kategorie „O-Fälle“ verbucht.

Bei der Ortschaft Zerotice handelte es sich um ein kleines Bauerndorf in Südmähren. Die Umsiedler, denen die heutige Medienlandschaft fremd war, waren bis zur Übernahme ihrer Ländereien im festen Glauben, von der Weltmacht Deutschland rechtmäßig erworbenes Land erhalten zu haben, zumal sie hierfür bereits zwei Jahre zuvor die feste Zusage erhalten hatten.

Dass es mit der Rechtmäßigkeit nicht weit her war, wurde den Siedlern nach Übernahme der Höfe schnell klar. Sie waren auf den ihnen zugewiesenen Höfen zwangsläufig alles andere als willkommen. Ihr Empfang war frostig. Dennoch zeigten die



Gehe hin und tue desgleichen!

Luk. 10, 37

Denkspruch zur Konfirmation:

*„Unser Glaube ist der Berg, der die Welt
abwärtet.“ 1. Petr. 5, 4*

Valentin Pfeifer

geboren am 28. Mai 1930 getauft am 19. Oktober 1930

ist in der *evangel.* Kirche zu *Tallersdorf*
am 27. Juni 1943 konfirmiert worden.

Dr. Hans-Joachim Röhl
Pfarrer

Tschechoslowaken ihren Hass auf die neuen Hofbesitzer nicht offen, suchten sie doch dort nach Arbeit, um Arbeitslagern zu entgehen. Wer offen Kritik an der Vorgehensweise der Deutschen äußerte geriet in Gefahr, nie mehr wieder gesehen zu werden.

Die Deutschen lebten gut im Protektorat Böhmen und Mähren. Derselbe Standard, wie sie ihn in der Dobrudscha hatten, konnte erlangt werden.

Dennoch fehlte die Unbeschwertheit aus der Zeit in Rumänien. Das Bewusstsein, dass Menschen zwangsenteignet worden waren, ging meiner Familie auf's Gemüt. Im Wissen des begangenen Unrechts machte sich ein Unwohlsein breit.

Die ehemalige Besitzerin des nun bewohnten Anwesens in Zerotice erschien oftmals in den Abendstunden am Hof und weinte bittere Tränen. Meine Großmutter Adele gab ihr heimlich zu Essen und versuchte, in dieser barbarischen Zeit menschliche Wärme zu vermitteln.

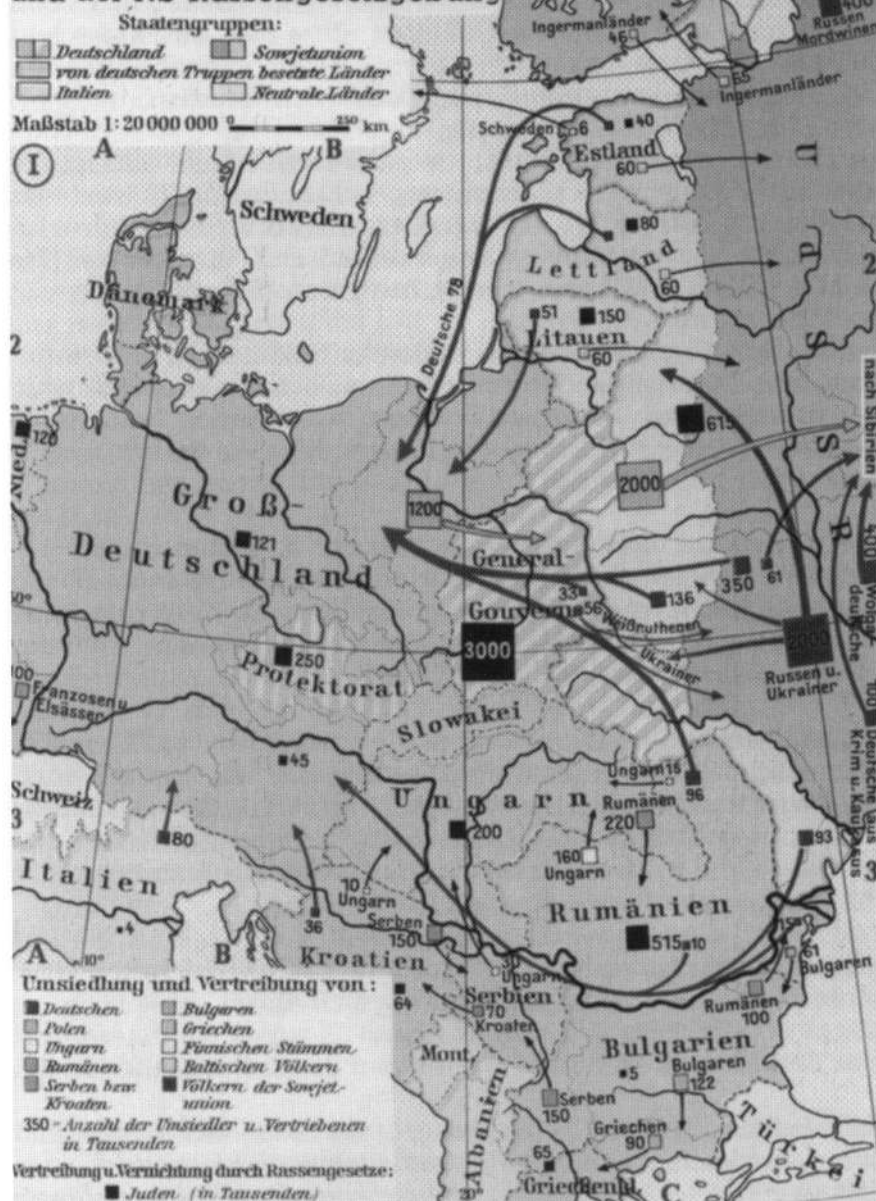
Der Versuch eines offenen Umgangs mit der gepeinigten tschechoslowakischen ländlichen Bevölkerung mündete in Ansätzen von distanzierten Freundschaften, die von den Nationalsozialisten natürlich alles andere als gerne gesehen wurden.

Eine Änderung der Situation war unter dem Druck des nationalsozialistischen Unrechtsstaates jedoch undenkbar. Zu groß war die Präsenz der Männer mit den finsternen Minen und den langen, braunen Mänteln in dem kleinen Dörfchen Zerotice.

Die wenigsten Probleme stellten die politischen Zwänge für die Kinder dar. Freundschaften zwischen deutschen und tschechoslowakischen Kindern gab es sehr wohl.

In dieser Zeit, es war das Jahr 1943, wurde der Familie als 7. Kind der Sohn Edwin geboren.

1939 - 1944: Folgen des deutsch-sowj. Paktes von 1939 und der NS-Rassengesetzgebung



IX. FLUCHT AUS OSTEUROPA

Der nationalsozialistische Traum von der Expansion seines Unrechtsstaates war unrealistisch. Eine Besetzung und Besiedlung von eroberten Gebieten ohne den Abschluss jeglicher Verträge in sich dem Krieg anschließenden Friedenszeiten kann nicht dauerhaft Bestand haben.

Die Besiedlung der eroberten Ostgebiete war nicht die einzige ebenso unkluge wie menschenverachtende Maßnahme der Nationalsozialisten, sie hatte jedoch die Fortsetzung von einzigartigen Menschenbewegungen in dieser Zeit zur Folge. Das Leid der Zivilbevölkerung erreichte einen Höhepunkt.

Im April 1945 waren bereits deutsche Soldaten in den tschechischen Dörfern. Sie waren auf dem Rückzug von der Front, die immer näher kam. Die Soldaten waren auch in Zeroticce und berichteten, wie es um das „tausendjährige Reich“ bestellt war.

Es wurde klar, dass die Höfe nicht mehr zu halten waren. Der Krieg war verloren. Dennoch verbot das Deutsche Reich unter Androhung schärfster Repressalien, die Höfe zu verlassen, wohlwissend, dass ein Bleiben den sicheren Tod der Siedler bedeuten würde.

Eine Flucht der bäuerlichen Zivilbevölkerung aus den Ostgebieten wäre ein Eingeständnis der zu erwartenden Niederlage gewesen. Dies war nicht im Sinne der nationalsozialistischen Totengräber Deutschlands, denen das Leben und die Sicherheit ihrer Bevölkerung nichts bedeuteten. Ihre unsinnigen Ideologien standen über allem.

Einmal mehr mussten die Umsiedler eine folgeschwere, nicht zu revidierende Entscheidung treffen.

Aus den Memoiren Rudolf Härters zur Ansiedlung und Flucht:

(...) Auf dem Hof mit 37 Hektar, den wir bewirtschafteten, gab es außer Kleinvieh und den Pferden auch noch Kühe und Kälber. Das war viel Arbeit. Nach einem Jahr kam eines Tages ein Mann

von der Feldherrnhalle nach Kulm. Alle Männer von 16-32 Jahren wurden aufgefordert, nach Kulm ins Schützenhaus zu kommen (...)

Dort ließ er ein Heft durchgehen, in dem wir unsere Anwesenheit unterschreiben mussten. Das war unsere Todesliste, denn bereits 3 Tage danach hatten wir schon den Stellungsbefehl und zwar als Freiwillige für den 29. September 1943 nach Lichterfelde bei Berlin. Wir sollten uns aussuchen, zu welcher Waffengattung wir freiwillig wollten. Ich sagte sofort, dass wir nicht freiwillig hier sind, woraufhin sie mich gewarnt haben. Ein Herr fragte uns aus. Wir sagten ihm wie es war. Er fing an zu brüllen. Schließlich hätte uns der Führer heimgeholt und wir wollten nicht einmal für ihn Soldat werden. Ich antwortete, dass wir das so nicht gesagt haben, wir wollten nur nicht als Freiwillige eingezogen werden, da wir in Westpreußen einen polnischen Hof übernommen haben und ihn nun mit Frau und Kind zurücklassen müssten.

Der Mann nahm das Telefon und rief den Standartenführer in Berlin an. Wir bekamen Angst, denn er hatte uns schon so angeschrien, dass wir fast schon sagten, wir seien Freiwillige. Wir wurden nach Berlin geschickt. Um Berlin war schon alles kaputt. Als wir am Brandenburger Tor ankamen, war es Mittag. Dort mussten wir mit unserer Angst warten bis die Herren kamen. Wir wurden in einen Saal gerufen und saßen auf Stühlen vor dem Tisch des Standartenführers. Er fragte uns aus. Plötzlich sagte er zu seiner Schreibkraft: „Schreiben sie den Männern die Entlassung.“

Uns fiel ein Stein vom Herzen. Am anderen Morgen waren wir daheim. Ich hatte nun Zeit bis zum 18. Dezember, dann musste ich einrücken. Weihnachten 1943 kam ich nach Deutscheilau. Hier bekam ich meine Grundausbildung, danach ging es in die Normandie.

Meine Frau war die Leidtragende, war sie doch nun ohne mich auf dem Hof zurück. Man lebte in ständiger Angst, denn es wurden ganze Familien umgebracht. Deshalb habe ich ihr ein Ge-

wehr gekauft. Sie musste schießen lernen um sich in der Not wehren zu können. Sie hat gut gewirtschaftet. Ganze Wäschekörbe mit Geflügel hat sie zur Verteilung an die Bevölkerung zu Weihnachten abgeliefert. (...).

Am 15. September 1944 wurde uns ein Sohn geboren. Drei Tage danach musste meine Frau wieder aufs Feld.

Zu Weihnachten 1944 hat sie mit Oma gepackt und alles zum Bahnhof gebracht. Nichts von allem ist jemals angekommen.

Meine Frau, die Oma und zwei Kinder sind ebenfalls mit dem Zug abgefahren. Sie hatten nichts mehr, als sie nach drei Tagen in Eibau in Sachsen angekommen waren, wo wir 1941 schon einmal waren.

Die Flucht ging weiter nach Thüringen, wo ich sie 1945 nach meiner Gefangenschaft glücklicher Weise gefunden habe. (...)

Für mich war die Zeit der Gefangenschaft sehr schwer. Keine Heimat mehr, in amerikanischer Kriegsgefangenschaft, keine Adresse, die ich angeben konnte. Ein Problem war, dass nur in den Bereich der amerikanischen Armee entlassen wurde, ich wollte aber dorthin, von wo aus ich zuletzt Post erhalten hatte, aber da waren die Russen als Besatzungsmacht. (...)

Im Juni 1946 übersiedelten wir dann in den Westen.“

Meine Familie verließ Zerotice am 17. April 1945. Zu dieser Zeit drohte der Tod bereits von mehreren Seiten – von der Gestapo, von den Alliierten wie auch von rachebesessenen tschechischen Zivilisten. Neben den auf dem Rückzug befindlichen deutschen Soldaten waren bereits Amerikaner und Sowjets im Land. Ein auf der Flucht befindlicher Verwandter, ein Zivilist, wurde an der Oder von Tschechen aufgegriffen und regelrecht massakriert.

Die Flucht war von Todesangst begleitet. Den Treck führte mein Vater Valentin. Er war der älteste Sohn. Sein Vater musste sich kurz nach Beginn der Flucht zur Behandlung eines Lungenleidens in ein tschechisches Krankenhaus begeben.

Die Umstände verlangten, dass die Flucht ohne ihn weitergehen musste. Valentins Mutter war mit dem 8. Kind schwanger. Seine ältere Schwester Margarethe musste aus Angst vor Vergewaltigungen, diese waren vornehmlich durch Soldaten der Roten Armee an der Tagesordnung, als alte Frau verkleidet im Planwagen versteckt werden.

Neben der durch die Schwangerschaft gehemmten Mutter Adele und den Schwestern Margarethe (19), Anne (7) und Resi (4) waren noch die Brüder Emil (13), Berthold (9) und Edwin (2) auf der Flucht mit dabei. Somit lastete auf ihm, noch nicht einmal 15 Jahre alt, die größte Verantwortung.

Tieffliegerangriffe der US-Air-Force auf Flüchtlingsstrecks forderten täglich unzählige Tote, wobei auf Frauen und Kinder keine Rücksicht genommen wurde. Um die Angriffe zu erschweren, achteten die Flüchtenden darauf, sich verstreut und in kleinen Trecks zu bewegen. Geschlafen wurde im Planwagen und unter freiem Himmel. Die Ernährung erfolgte vegetarisch, denn die Mittel zur Jagd standen nicht zur Verfügung.

Die Route wurde mit dem Ziel des Ausweichens vor der Front gewählt. Aufgrund der Luftangriffe erfolgte die Fortbewegung teilweise nachts. Sie war abhängig vom Gelände und von den stattfindenden Militärbewegungen, die die holprigen Straßen für sich beanspruchten.

Die Flucht wurde zu allem Überfluss noch durch Männer der Wehrmacht erschwert, die meiner Familie ihre leistungsstarken Pferde willkürlich nahmen und ihnen alte, schwache Gäule im Tausch dafür ließen.

Dennoch gelang es, nach einer sich über Wochen erstreckenden Flucht die umkämpften Ostgebiete zu verlassen.

Als sie im Sommer 1945 in Deggendorf bei Passau ankamen, war der Krieg längst aus. Die Alliierten unterhielten dort auf einer Wiese ein Auffanglager für tausende von Flüchtlingen. Dort erfolgte auch ihre Registrierung. Für die Dauer von 2 Wochen wurden sie dort zu diesem Zwecke festgehalten.

Wieder mussten sie unter freiem Himmel nächtigen, wieder waren sie Kälte, Wind und Regen ausgesetzt. Täglich mussten

sich von der Familie benannte Verantwortliche auf dem Rathaus in Passau melden. Damit sollte die Anwesenheit der Flüchtlinge sichergestellt und eine Einreise ins Inland ohne Registrierung verhindert werden. Einer dieser Verantwortlichen war mein Vater.

Als er eines Tages wieder mit seinem Pferdegespann auf dem Weg von Deggendorf nach Passau war, sah er einen Mann eine Zigarette rauchend am Straßenrand sitzen. Es war sein Vater. Auf eigene Verantwortung hatte er das Krankenhaus in der Tschechei verlassen und sich wochenlang zu Fuß bis Passau durchgeschlagen.

Dass er seine Familie jemals wieder sah verdankte er dem puren Zufall.

X. FÜR IMMER ZURÜCK AUF DEUTSCHEM BODEN

Der weitere Weg führte Anfang August 1945 nach Wasseralfingen. Das Ziel kristallisierte sich erst während der Flucht heraus, nachdem bekannt wurde, dass dort ein zentrales Lager zur Aufnahme, Registrierung und Verteilung der Flüchtlinge eingerichtet worden war. Süddeutschland wurde bewusst gewählt, ist es doch die Herkunft ihrer Vorfahren, und wie die meisten Flüchtlinge klammerten sie sich an diesen Spuren. Sie wollten in die ursprüngliche, schwäbische Heimat der Familie.

Da sie im Besitz von Pferden waren, wurden sie in das nahe Hülen bei Lauchheim verwiesen. Da in der dortigen Kapfenburg ein selbständiges Forstamt betrieben wurde, waren sie mit ihren Pferden zur Verrichtung von Waldarbeit vorgesehen. Am 6. August 1945 kam die Familie Pfeifer gemeinsam mit den Familien Berg und Grabatin in Hülen an. Die ersten Worte, die sie dort zu ihrem Empfang hörten, blieb ihnen für immer in Erinnerung. Mit ihren Planwagen und einem offensichtlichen Kinderreichtum waren sie sofort abgestempelt.

„Kinder, kommt rein, die Zigeuner kommen“ waren die Worte, die nach all dem durchlebten wie schallende Ohrfeigen klangen. Worte, die die Ungerechtigkeit und Charakterlosigkeit dieser Zeit vor Augen führen.

Den drei Familien wurde eine Baracke zur Verfügung gestellt, die an der Straße Richtung Waldhausen erbaut wurde und ursprünglich für russische Kriegsgefangene bestimmt war. Diese war jedoch derart verwandt, dass sich die Familien nach einer qualvollen Nacht beim Forstmeister Renninger meldeten, welcher ihnen bis zur Desinfizierung und teilweiser Erneuerung der Baracken in der Kapfenburg Unterkunft gewährte. Für die Dauer von knapp zwei Monaten war die Kapfenburg ihre Heimat, dann zogen sie zurück in die Baracke. Es war ein langes Holzgebäude mit Lattenwänden zwischen den drei Wohnungen für die in Hülen angekommenen Familien. Zwangsläufig war die Bauweise dazu geeignet, Feuchtigkeit anzuziehen und den Wind hereinzulassen.

Sieben Jahre lang, von 1945 - 1953, wurde diese Baracke die Heimat meiner Familie, die sich einst in der Dobrudscha in jahr-

zehntelanger Arbeit Wohlstand erarbeitet hatte. Der Krieg hatte ihnen alles genommen.

Es war die Stunde null.

Das achte Kind Klara-Maria überlebte die Strapazen der Flucht nicht und starb 1945 nach der Geburt im Krankenhaus von Lauchheim.

In den Jahren 1952/53 errichteten sie ein Haus in Hülen. Der „Bockelschuster“, welcher in Hülen einen Ein-Mann-Betrieb unterhielt, war der einzige, der ihnen hierbei half. Das Geld für den Hausbau verdiente nicht zuletzt mein Vater Valentin durch die Arbeit mit seinem Pferd beim Forstamt, dem sogenannten „Holzrücken“. Zwischenzeitlich war im Jahr 1947 im Lauchheimer Krankenhaus das 9. Kind der Familie, die Tochter Erna, zur Welt gekommen.

Mein Großvater war aufgrund seiner Lungenkrankheit nur begrenzt arbeitsfähig. Er blieb seiner Linie treu, an allen zu sparen, nur an sich selbst nicht. Mein Vater hatte hierfür kein Verständnis. Er wollte es später anders machen, und das tat er auch. Er gründete seine eigene vierköpfige Familie und stellte seine eigenen Interessen stets hinten an. Umso schmerzlicher war sein völlig unerwarteter Tod am 12. März 2005, der viele Fragen aufwarf.

In einer ursprünglichen Fassung dieses Buches habe ich die Umstände geschildert und die Rolle dargestellt, die das Ostalbklinikum hierbei spielte. Ich habe es weggelassen. Nach einem Gespräch mit Herrn Landrat Klaus Pavel kam Ende Juni 2005 eine Konfrontation mit den behandelnden Ärzten zustande. Damit kann es belassen werden. Wenn aus den gemachten Fehlern für die Zukunft gelernt wird, hilft es vielleicht vielen anderen Menschen. Meinem Vater nicht mehr. Hermann Veit, Baden-Württembergischer Landtagsvizepräsident bis zu seinem Tod im Jahr 1973, forderte die Bürger auf, miteinander zu reden – nicht nur an Gräbern. Wir tun es über das Grab meines Vaters hinaus. Er hätte es so gewollt, auch wenn es wütend macht, im 50. Jahr des Bestehens des Aalener Krankenhauses immer wieder lesen zu müssen, wie toll diese Klinik doch ist. Sie ist es nicht! Selbstkritische Töne

wären angebracht wie diese nervtötenden Lobeshymnen, wobei ich nicht alle Abteilungen – wie beispielsweise die Entbindungsstation – pauschal verurteilen möchte, das wäre nicht gerecht. Aber mein Vater würde noch leben, wenn er dieses Haus mit seiner unsinnigen „Flughafenhalle“ nicht betreten hätte. Das ist Fakt! Und die Behandlung der Angehörigen war menschenunwürdig!

Dabei will ich es belassen!

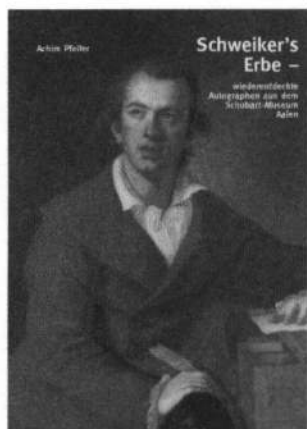
Meine Großmutter besuchte Tariverde Jahre später wieder. Ihr damaliges Anwesen war wie viele andere Gebäude zerfallen und nahezu unbewohnbar. Dennoch hausten dort offenbar mittellose Menschen.

Die Zeiten haben sich nicht nur in der Dobrudscha verändert.

Mein Vater kehrte nie mehr nach Tariverde zurück. Zu sehr waren ihm die Erinnerungen an diese Zeit ein Greuel. Für uns war und ist er ein Held – und dies nicht aufgrund seiner vorbildlichen Rolle, die er damals einnahm. Er war, ist es und wird es als Oberhaupt der Familie bleiben.

Mit meinem Vater starben viele Erinnerungen – die Liebe seiner Familie niemals .





WEITER IM KREVKAM-VERLAG BIELEFELD ERSCHIENEN:

ACHIM PFEIFER:

SCHWEIKER'S ERBE -

WIEDERENTDECKTE AUTOGRAPHEN
AUS DEM SCHUBART-MUSEUM AALEN

über den Dichter, Journalist und Musiker Christian Friedrich Daniel Schubart (1739-1791), die Stadt Aalen, das Schubart-Museum und dessen Gründer, den Aalener Kommerzienrat Wilhelm Jakob Schweiker und Handschriften aus vergangenen Jahrhunderten.

ISBN 3-9807905-2-5

Als im Frühjahr 1945 – mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches – Millionen Menschen ihre Heimat im Osten verlassen mussten und wie verirrte Schafe durch Restdeutschland zogen, befanden sich hierunter auch die Dobrudschadeutschen aus dem Süden des zusammengebrochenen Reiches.

Sie waren im Herbst 1940 von der damaligen Reichsregierung als "Auslandsdeutsche" aus Rumänien nach Deutschland "heimgeholt" und in den besetzten Ostgebieten angesiedelt worden.

In ihrer Ausweglosigkeit waren sie dort zu finden, wo ihre Vorfahren einst den Weg nach Osteuropa suchten – in Schwaben.

Gertrud Knopp-Rüb

Vorsitzende der Landsmannschaft der Dobrudscha- und Bulgariendeutschen e.V.

erschienen im KrevKam-Verlag, Bielefeld
Am Gottesberg 22 · 33619 Bielefeld
Telefon: 05 21/1 64 13 79

ISBN 3-9807985-3-3 · 9,90 €